

Bettina Schneider

Nur ein Koffer

Tatamm, tatamm, tatamm. Seit Stunden begleitet Rui die gleichmäßige Melodie des fahrenden Zuges. Eine Abschiedsmelodie, die ihn mit jeder Sekunde weiter weg von seiner Heimat trägt. Portugal — sein Herz zieht sich schmerzvoll zusammen. Als hätte er sein Leben am Bahnsteig in Lissabon zurückgelassen, fühlt er sich, was hier sitzt, gleicht nur einer leblosen Hülle.

Langsam dämmt es draußen: Ein neuer Tag erwacht. In den letzten vierundzwanzig Stunden hat Rui kaum geschlafen. Eine explosive Mischung aus Aufregung, Nervosität und Angst versetzt ihn in ständige Alarm-bereitschaft, dabei fühlt er sich hundemüde. Zum wieder-holten Male greift er unter die Holzbank, um sich zu vergewissern, dass er noch da ist. Sein Koffer. Alles, was er an Besitztümern bei sich führt, die Brücke zu seinem bisherigen Leben. Das Leder fühlt sich kühl an. Ohne dass er es verhindern kann, stößt er einen lauten Seufzer der Erleichterung aus. Die Männer in seinem Abteil, die aus allen Teilen Portugals kommen, sehen kurz auf, bevor sie sich wieder dem schaukelnden Takt des Zuges und ihren Gedanken hingeben.

Längst ist alles, was es zu erzählen gibt, gesprochen. Ein weiterer Tag und eine ganze Nacht Fahrt liegen vor ihnen, bis sie ihr Ziel, Stuttgart, erreichen. Stuttgart-Degerloch. Rui kann die zwei Worte kaum aussprechen.

Aufgewachsen in den spärlich besiedelten Weiten südlich des Flusses Tejo, ist Rui es nicht gewohnt, mit Menschen auf engem Raum zu sein, und es behagt ihm nicht. Am Bahnhof in Lissabon haben sich Fluten von Menschen um ihn gedrängt, er hat sich eingepfercht gefühlt wie in einer vom Hund zusammengetriebenen Herde Schafe. Die stete Geräuschkulisse – das Quietschen der Räder einfahrender Züge, Motorenlärm, Geschrei, Frauen, die wie ein Vogelschwarm unablässig zwitscherten. Wolken aus Abgasen, Öl, Schweiß, Zigarettenrauch, Mottenkugelausdünstungen, Parfum von denjenigen, die sich es leisten können. Alle Eindrücke, die auf ihn einstürzten, haben ihm schier die Luft zum Atmen genommen. Zu seiner Erleichterung hat eine stete Brise die Frische des nahen Atlantiks zu ihm getragen. Natürlich wusste er, eine Stadt bedeutete Menschen, Geräusche, unablässige Bewegung. Man hat es ihm erzählt und er hat es kurz erlebt, da er schon vor der Abfahrt zweimal in der Hauptstadt gewesen ist, um die für die Ausreise notwendigen medizinischen Untersuchungen über sich ergehen zu lassen.

Vorher hat er sich ein um das andere Mal vorgestellt, wie es wäre, in der Stadt zu leben. Jeden Abend im Sommer hat er mit geschlossenen Augen auf seinem Lieblingshügel im länger werdenden Schatten einer Korkeiche gesessen, um sich Bilder in seinem Kopf zu schaffen, mit denen er bald Tag um Tag zu tun haben würde. Seine Art der Vorbereitung.

Tausende Menschen, hat sein Onkel Paulo erzählt, und Lärm – das mache die Großstadt aus. In seiner abend-lichen Fantasie fühlte sich Rui von Autolärm, wildem Gehupe und Rufen aufgeregter Menschen umgeben. Bis er den Esel von Álvaro hat schreien hören, mit dem das Tier täglich den Sonnenuntergang ankündigte. Rui hat auf das leicht gewellte, von der Sonne ausgezehnte Land gestarrt, das er bis zum Horizont überblicken konnte. Er hat die Luft tief eingesogen, als könne er sie auf Vorrat atmen, um wenige Minuten später den ersten Windhauch des Tages, zart wie Seide, zu begrüßen.

Als sich der Sonderzug nach Deutschland in Lissabon am Bahnhof Santa Apolónia in Bewegung gesetzt hat, hat Rui bereits die Stille und Einsamkeit seiner Heimat vermisst.

Tatamm, tatamm, tatamm. Das Glück in der Fremde suchen, das hat sein Onkel Paulo gesagt. Ihn überredet zu gehen. Der Onkel hält seit dem Tod des Vaters schützend die Hand über Rui und er hat Beziehungen. Rui braucht vernünftige Arbeit, um zu überleben. Eine Arbeit in der Heimat zu finden, ist so unwahrscheinlich, wie dort im Sommer eine Regenwolke am blauen Himmel zu entdecken. Deutschland – Rui würde sich durchschlagen, Paulo hat es ihm oft ins Ohr geflüstert, er würde es schaffen, ganz bestimmt.

Rui tastet abermals nach seinem Koffer. Ein kleines Stückchen Heimat, eingeschlossen in einem grünen Lederkoffer. Das Wertvollste, was er neben seinen Erinnerungen, die er im Herzen trägt, besitzt. Natürlich hat es in seiner Familie nie ein Gepäckstück dieser Art gegeben, denn man benötigt einen Koffer, um zu verreisen. Sie sind nie gereist. Wie haben die Augen seiner Mutter geleuchtet, als sie ihm den Koffer präsentiert hat. Als wäre dieses Behältnis aus Leder das Tor zur Welt. Ihr Sohn ginge auf Reisen, wie ein *patrão*. Unendlich stolz ist sie auf Rui. Auch wenn es ihr das Herz brach, ihn gehen zu sehen, hat die Freude letztendlich gesiegt, denn Rui würde es zu etwas bringen.

Wirklich gebraucht hat Rui den Koffer nicht. Was sollte er hineinpacken? Er besaß kaum mehr als das, was er auf dem Leib trug: ein kariertes Hemd, graue Hosen und den schwarzen Filzhut – sein ständiger Wegbegleiter. Sollte er wirklich seine zwei zerschlissenen, wieder und wieder geflickten Hosen und die drei fadenscheinigen Hemden mitnehmen? Die konnte er bei der Feldarbeit tragen, aber niemals in einer Fabrik in der Stadt. Ein blütenweißes Hemd und eine Hose, beides neu, die seine Mutter irgendwie herbeigezaubert hat, hat er schließlich eingesteckt. Dazu eine dicke Mütze, die er im Land des Geldes, wie Paulo Deutschland nennt, brauche, denn dort sei es kalt. Von der Kälte haben ihm alle erzählt.

Etwas Proviant ist dabei. Ein Brot, dessen Wohlgeruch ihm jedes Mal entgegenschlägt, wenn er den Koffer öffnet, und Wasser. Wasser, das er in einem mit Kork ummantelten Tonkrug transportiert. Zuerst hat er sich geschämt, wie armselig er wirken musste. Aber als er die anderen Männer auf dem Bahnhof gesehen hat, die ebenfalls einfach gekleidet, teilweise mit Pappkisten reisten, war ein Teil seiner Anspannung von ihm abgefallen.

In seinem Koffer ist viel Platz gewesen. Also hat Rui das hineingelegt, wonach er sich bald sehnen würde. Dinge, die ihm in schweren Zeiten Trost spenden könnten. Ein Bild seiner Mutter. Ein paar Brocken von der trockenen roten Erde, die sein Dorf umgibt, aus der Kork- und Steineichen oder Olivenbäume und niedriges Gebüsch wachsen. Den Zweig einer Zistrose, die ein harziges Aroma verströmt.

Heimatduft. (Den Zweig hat er in einer anderen Trinkflasche verwahrt. Jedes Mal, wenn er den Stopfen zieht, entweicht der Duft seines alten Lebens aus der Flasche und er verschließt das Gefäß umgehend, um ja nicht den Geruch zu verlieren.) Zwei Steine. Schwarz-braunen Schiefer, wie es ihn zuhause zu Hause gibt, und blank geschliffenen weißen Marmor, den er bei einem Ausflug gefunden hat. Ein Stück Rinde der Korkeiche, unter der er so gerne sitzt und stundenlang über das Land starren könnte, als gäbe es dort irgendetwas anderes als diese grenzenlose Weite zu entdecken. Das federleichte Stück Borke fühlt sich rissig und zerknüllt an wie die Erde im Sommer. Der Kork ist sein Glücksbringer: Die Haut eines Baumes, die ihn beschützen wird.

Tatamm, tatamm, tatamm. Im aufkeimenden Licht des Tages gleitet die Welt vor dem Zugfenster vorbei und Rui sieht, die Landschaft hat sich verändert. Es ist bergiger, schroffer und enger geworden. Nichts Vertrautes mehr, Zeichen, dass er unverkennbar in der Fremde ist. Auf dem Gang hört er den Schaffner. Er versteht nur das Wort Irún – die letzte spanische Stadt vor der Grenze nach Frankreich.

Er wird den unendlichen Himmel vermissen, hat Paulo ihm prophezeit, und Rui bekommt eine Ahnung davon, was sein Onkel, der sonst nur euphorisch von dem Vorhaben gesprochen hat, meint. Ruis Augen, die nur Flächen kennen, sehen jetzt turmhohe Felsen, die immer näher rutschen, als wollten sie den Zug umzingeln.

Er ist auf dem Weg in ein fremdes Land, dessen Sprache er nicht spricht. Alles wird sich finden, hat Paulo gesagt.

Rui umklammert seinen Koffer. Bevor seine Augen diesen wässrigen Glanz bekommen, schließt er sie und spricht ein stilles Gebet.